

(Nachdruck verboten.)

Ein gewöhnlicher Fall.

Erzählung von W. Korolenko.

5.

„Seit diesem Tage hatten sie alles beschlossen und warteten nur das Ende der Fastenzeit ab. Gawrilo teilte das auch Budnikow mit, im Hofe während der Arbeitspause. Er sagte es ernst und einfach. Zuerst wurde zuerst stutzig und betäubt . . . Er hatte da seine Bequemlichkeit . . . vielleicht war noch ein tieferer Grund vorhanden, dessen er sich nicht bewußt war . . . Er sah eben die Sache von vornherein zu einfach an. Zuerst war er erobert und schrieb scheinbar alles der menschlichen Undankbarkeit zu . . . Dann söhnte er sich mit der Sache aus und behielt Gawrilo bei sich. Freilich würde ein intelligenter Mensch an Gawrilos Stelle fortgegangen sein, aber da kam es heraus, daß Budnikow ihn nicht fortlassen wollte. Vor kurzem hatte er Gawrilo noch für ein Jahr verpflichtet. Meine Wenigkeit kann nicht dafür einstehen, daß er hier nicht einen Hintergedanken hatte. Doch mußte er sich bald überzeugen, daß an der Sache nichts zu ändern sei und daß er die ihm treu ergebene Frauenseele verloren habe. Es scheint, es fiel ihm schwerer, als er anfangs glaubte, und er gab sich aufrichtig seinem Schmerze hin . . . Vielleicht stellte sich sogar später ein Neugefühl ein, daß er dieses Wesen . . . so als eine zufällige Bequemlichkeit betrachtet hatte . . . Dann kam alles wieder ins alte Geleise. Er fuhr zweimal in der Woche auf sein Gut, ging an bestimmten Tagen zu seinen Mietern, arbeitete für das Haus . . . Das Mittagessen kochte er sich selbst auf einem Petroleumkocher, sein Contobuch zeigte eine neue Vereinfachung seiner Lebensweise. Die Ausgaben für Helene verschwanden, für Blumentöpfe und Blumenstafete. Früher sorgten sie beide gemeinsam dafür, beide pflegten sie die Blumen und Herr Budnikow vergaß nicht, pünktlich die Zahl der Blumenstafete zu zählen. Ausgaben: „Eine Gießkanne. Ein Spaten repariert. Eine Pumpe. Fünfundzwanzig Arbeitsstunden Gawrilos. Zwanzig Stunden eigne Arbeit. Hosen zerrissen für Baumbinden . . . Rubel . . . Kopeken . . . Summe . . .“ Als er aber sich von Helene trennte, ließ er mit einem Male die ganze Geschichte fallen und schrieb sogar die Rubrik im Buch. Die Blumen hat er teils verkauft, teils vertrockneten sie und welkten infolge mangelhafter Pflege. Der Vorgarten vor den Fenstern verdödete, die Fenster erblindeten gleichsam, als die letzte Blume von ihnen verschwand. Dagegen blühte drüben bei Gawrilo alles auf und trug Knospen . . . Ja, es giebt im Leben solche Symbole, die wunderbar beredsam und bedeutsam sind. Sie fallen einem ohne weiteres auf. Einmal sah ich: Herr Budnikow ging an der Wohnung Gawrilos vorbei und blieb plötzlich stehen, betroffen von diesem Gegenstand . . . Und als er dann später weiterging, da verlor auch sein Gang die frühere Sicherheit . . . Er schien zu verstehen, daß dieses kleine Blumendrama auf etwas hindeutete . . . auf einen Vorgang in seinem eignen Innern: Als ob darin auch so ein Blumenweg verschwand, nach und nach, unmerklich für immer.“

„Nun, das ist wieder eine Philosophie,“ sagte Ilya Petrowitsch. „Begen irgend einer Helene da . . .“

„Nein, bitte um Entschuldigung, Sie haben mich nicht verstanden. Ich meinte so überhaupt . . . Dieser Prozeß geht, so zu sagen, mit Tausenden vor sich . . . Auch in unserm Leben geht er wunderbar vor sich. Zuerst diese Ideen da, Bestrebungen . . . wieviel Jugend! . . . Drei, vier . . . zehn Jahre . . . und alles vertracket, die Blumenblätter fallen, in der Seele wird es öde . . . Da kommt, wissen Sie, so ein gegenständlicher Mensch hinein, an dem alles gewöhnlich ist. Die Seele wirft sich herum wie ein Eichhörnchen im Nabe, von einer Nichtigkeit zur andren und bleibt doch eigentlich an derselben Stelle stehen . . . Und so wird sie auch überwuchert von diesen Nichtigkeiten . . .“

„Nun gut, was war denn weiter?“

„So ging's auch . . . Alle diese Ausgaben und Einnahmen nahmen auch, so zu sagen, die ganze Seele gefangen . . . Zuletzt ging er, wie ich erfahren habe, nicht anders, als die Schritte zählend. Er rechnete aus, für wieviel Wert

die Sohlen reichen und buchte alle gewonnenen Resultate . . . Infolge eines merkwürdigen Widerspruches wurde er in den letzten Jahren sehr fromm: Er besuchte jeden Gottesdienst und weichte sogar Kerzen, und nach jeder Kerze stand in seinen Büchern: Eine Kerze für den heiligen Nikolaus . . . so und so viel Kopeken . . . Ich glaube, daß bei ihm darin etwas Früheres zum Ausdruck kam. All das, wissen Sie . . . die Gespräche von den hohen Zielen, daß das Geld nur „Mittel“ sei, der Briefwechsel mit seinem Freunde, alles, was sich unter dieser Ruhe barg und wehmütig an das Frühere erinnerte . . . Eben infolgedessen erlangte seine Seele das volle Gleichgewicht . . . All die guten Lehren an die Bettler und das angenehme Leuchten seines Gesichtes: Sogar die Stimme bekam etwas Volltönendes . . . Ich entsinne mich eines Gespräches . . . Es war so, wissen Sie, so eine Mondnacht, eine helle, leuchtende . . . Am Himmel bewegten sich gleichsam die Sterne und flüsternten . . . Die dichten Schatten der Bäume verdüsterten alles . . . Unser Städtchen ist, wie Sie wissen, sehr still und liegt ganz im Grimen. So an den Abenden kommst du heraus und setzt dich auf die Treppe vor deinem Hause. Auch vor den andren Häusern sitzt man auf der Straße, der eine auf der Bank am Thore, der andre auf seiner Lehmpritsche; der dritte einfach im Grafe . . . Irgendwo plaudernde Menschenstimmen, rauschende Bäume — da geht ein Ton hindurch, der lebt — und den doch keiner hört . . . Und hinter dem schwarzen Laubwerke leuchten die Wände in phosphoreszierendem Flecken. Und da verfallst du in Nachsinnen und läßt dein ganzes Leben an dir vorüberziehen: Was da war und was geblieben und was weiter sein wird. Und wozu das alles! . . . Was für einen Sinn hat dein Leben im allgemeinen Haushalte der Natur, so zu sagen . . . in dieser Unendlichkeit, wo die Sterne hintertauschen . . . ohne Zahl und Ende . . . brennen und leuchten . . . und der Seele etwas zuzlüstern . . . Nun, manchmal wird es auch einem schwer zu Mute. Ich glaube, daß es jedem so geht: Es scheint dir plötzlich, daß du nicht die Richtung einhältst, in der du nach einem höheren Geses gehen mußt . . . und daß alle nicht dahin gehen . . . das ganze Leben . . . Selbstverständlich ist das ein unangenehmer Zustand und wird einem der ganze Abend verleidet. Du willst fort von dieser vorwurfsvollen Schönheit, von dieser großen Ruhe mit deinem Trübsinn. Aber wohin? . . . Du gehst auf dein Zimmer, schaut beim Lampenscheine diese deine Einrichtung, Lehrbücher, Hefte mit Schülerarbeiten . . . und wieder die Frage: Giebt's hier was Lebendiges? Und wo ist es?“

Ilya Petrowitsch murmelte etwas vor sich hin, undeutlich, aber etwas scheinbar Anzufriedenes.

„Einmal in diesem Zustande,“ fuhr der Erzähler fort, „sitz ich so auf der Treppe und da kommt er von der Straße her auf mich zu. Das Gesicht ist ruhig. „Guten Abend?“ — Guten Abend. Und dann wie gewöhnlich Fragen und Antworten. „Wie geht's?“ „Wo waren Sie?“ Beim Pfarrer Nikolaus, sagte er, wir tranken Thee und unterhielten uns. Ein hochachtungswürdiger Priester und gebildet . . . Nun, und wie geht's bei Ihnen? Ich sitze da, sage ich, und schaue den Himmel an und denke folgendes: So eine Offenherzigkeit, wissen Sie, kam über mich. Die Seele begann sich unter dem Einflusse dieses Abends und dieser Töne und des eignen Schmerzes aufzuthun. Warum soll ich diesem ruhigen Menschen nicht sagen, daß eine Dämmerung in deiner Seele ist . . . umsomehr als . . . er hat doch auch einst darüber nachgedacht . . . und folglich . . . sich auch gequält . . . und jetzt ist er ruhig.“

„Er setzte sich neben mich auf eine Treppenstufe, schüttelte so mitteliebig den Kopf und sagte: Das ist alles, entschuldigen Sie, der annahende Verstand. Ewig muß der Mensch einen eignen Weg haben . . .“

„Wie denn sonst Simeon Nikolajewitsch? Du mußt doch wissen, wohin du gehst, sonst . . . Vielleicht gehst du nicht dahin, wohin du mußt.“

„Eben das ist die Annahme . . . Es giebt einen gemeinsamen Weg. Du brauchst nur eins damit zu werden . . . so zu sagen, mit den Lippen den gemeinsamen Reich berühren . . . aufhören die Grundlagen des Lebens zu tabeln . . . nun und so weiter . . . Und wissen Sie, so hat er es damals gesagt. Erstens war das Wort selbst so gut: Eins werden! . . . Ein sehr verführerisches Wort! Und diese volle, ein-

schmeichelnde Stimme, die, möcht' ich sagen, einen so durchdrang . . . Vor allem aber, wissen Sie, war es im Einklang mit der Harmonie der Natur und des kleinen Städtchens, mit dieser ganzen Unmittelbarkeit. Ich sag' es Ihnen ganz aufrichtig, ich habe in diesem Augenblick ihn um die Ruhe seiner Seele beneidet. Wirklich, ich sehe ringsum Stille und Wohlgerihen und der Mensch ist eins damit geworden, kein Niß in der Seele mehr, nichts, das ihn mehr zerfleischt . . . Ich atmete auf und war fast daran, Budnikow meine Seele zu öffnen und zu beichten . . . aber ich schämte mich so, offen gestanden vor diesem glücklichen und wackeren Menschen . . . Wozu denn, dachte ich mir . . . Dieser Mensch hat freilich Sonderheiten (von seiner Buchführung wußte ich damals noch nichts), aber er ist einfach und gutmütig. Wodurch auch diese Klarheit der Seele gewonnen sein mag — warum soll ich sie trüben durch Nichtigkeiten und durch die eigne Seelenwirrnis! Und in der Tiefe meines Innern empfand ich doch eine gewisse Achtung vor ihm. Glauben Sie . . . mir kam es damals vor, daß er bereits schon meinen Weg hinter sich hatte und weiter gegangen . . . und daß dies durch den Schmerz über Helene, den er verwunden, gefördert worden. Und sogar seinen Geiz suchte ich mir anders zu erklären. Wer weiß, dachte ich damals, vielleicht verbirgt sich hinter diesem unscheinbaren Aeußeren wirklich eine ehrenvolle That, irgend ein hohes Ziel, das ich nicht erraten kann. Eine fremde Seele ist doch dunkel. In der That . . . Und so tauchten diese Gerüchte auf. Wodurch und durch wen sie entstanden sind, das begreif' ich auch jetzt noch nicht. Es giebt im gewöhnlichen spießbürgerlichen Leben so eine Art von Heimlichkeiten. Diese delikate Sache wußten nur Budnikow und Helene . . . Budnikow hatte selbstverständlich keinen Grund, es auszulaudern, vielleicht nur bei der Beichte. Helene hat später mit jedem Eid geschworen, daß sie weder Sawrilo noch einem andren ein Wort davon gesagt habe, und trotzdem sind diese zwei Striche aus dem verschlossenen Tische herausgesprungen und haben ihren Weg, begleitet von all diesem idyllischen Geflüster gemacht . . . Und während ich mit Budnikow an dem warmen Frühlingsabend von dem „Einswerden“ sprach, ging bereits in dieser halbdunklen Dämmerung auf den Bänken am Thore und an den Thüren das Gerücht von der Vererbung der dummen Helene durch den klugen Budnikow flüsternd von Mund zu Mund . . .“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Kuhkauf.

Von Martin Zöldi.

Autorisierte Uebersetzung von Georg Bussé-Palma.

Der Tagelöhner Michael Garab war auf den Viehmarkt gegangen, um sich eine Kuh zu kaufen. Als armer Kerl verlangte er gar nicht nach einem großhörigen, hochgewachsenen Rind, sondern begnügte sich selbst in seiner Phantasie mit einer kleinen, verschrumpelten Niska-Kuh. Sein ganzes Vermögen bestand ja auch nur aus vierundvierzig Gulden, die, in den Zipfel eines Tuches eingebunden, in seiner Stiefelröhre steckten.

Den ganzen Tag schlenderte er auf dem Markte umher, ohne unter den vielen Tieren etwas Passendes zu finden. Die Kühe standen zu hoch im Preise, und Garab sah traurig die Dämmerung hereinbrechen. Er wurde immer leinlauter und hoffnungsloser. Drei Monate hindurch hatte er für das höchsten Geld Steine geklopft, sein Handlarren war zerbrochen, sein Rückgrat halb verrenkt, und nun sollte er nicht einmal eine Kuh dafür haben!

Endlich, als es schon halb dunkel war, schien der Himmel ein Einsehen zu haben. Am Ende des Marktes bemerkte er eine Niska-Kuh, die ihm gefiel. Der glückliche Besitzer hielt sie an einem kurzen Kalbsseil, und Garab musterte sie aus einiger Entfernung auf das eingehendste. Sie war voll im Fleisch, und auch die Euter entsprachen seinen Wünschen. Die Beine waren krumm, woraus er auf eine gute Milchkuh schloß, die auch Kälber werfen würde. Das eine Horn war freilich schief gewachsen, aber das war nur ein Schönheitsfehler!

Sorgenvoll erkundigte er sich nach dem Preise.

„Und wie viel würdet Ihr sie geben?“

Der Besitzer, ein kleiner, schiefhäufiger Mann mit krummer Nase, antwortete stolz:

„Unter sechzig Gulden keinen Kreuzer!“

Garab fing an zu bitten:

„Erbarnt Euch, das ist doch viel zu viel! Man muß auch an Gott denken!“ . . .

Die Vererbung auf Gott schien den Eigentümer zu rühren.

„Meinetwegen,“ jagte er. „Für fünfzig Gulden könnt Ihr sie nach Hause führen. Weniger aber keinen Heller, so wahr ich Demeter Toth heiße!“

Garab begann zu hoffen. Mit demütig bittender Stimme setzte er die Verhandlung fort:

„Hör, Freund, ich feilsche nicht gern. Ich bin kein Zigeuner, es ist auch nicht meine Gewohnheit. Ich will auch nichts gegen die Kuh sagen und sie herabsetzen, bei Leibe nicht! — aber seht: ich habe nicht mehr als vierzig Gulden. Erbarnt Euch, laßt sie mir dafür!“

Demeter Toth, der Besitzer, schlug in die dargebotene Hand.

„Meinetwegen! Hol's der Geier! Aber nur, wenn Ihr einen Kauftrunk zahlt!“

„Warum denn nicht? Ich zahle gern! Ich wär ein Heide, wenn ich es Euch nicht gönnte!“

Nachdem sie die Kuh an einen Maziensmann gebunden hatten, gingen sie in eine Schankbude. Garab erlegte den Kaufpreis und übernahm den Viehpaß. Dann ließ er Wein bringen. Er war in so seliger Stimmung, daß er die ihm gebliebenen vier Gulden gern zur Bekräftigung des Handels draufgehen lassen wollte.

Der Wein war gut, und ein Liter nach dem andren wurde vertilgt. Sie schlugen die Gläser aneinander, plauderten und wurden immer zutraulicher. Wie zwei alte Freunde!

„Von wo seid Ihr denn eigentlich?“ fragte Garab.

„Von Gzucsfallóra,“ antwortete Demeter.

„So? Das hätte ich bei Leibe nicht vermutet,“ meinte der Tagelöhner, obwohl er einen solchen Ort noch niemals nennen gehört hatte. Dann ließ er Zigeunerbraten, fast schwarz gekochtes Schweinefleisch, bringen, auf das der Wein immer besser schmeckte. Gegen Mitternacht kam ein krummer Zigeuner mit der Klarinette in die Bude. Garab sowohl wie Demeter ließen sich ihre Lieblinge vorblasen.

Demeter wurde davon so weich, daß er den Kopf auf den Tisch legte und zu weinen begann.

Als der Zigeuner mit der Klarinette fortgegangen war, suchte Garab das Gespräch auf die Kuh zu lenken.

„Sagt mir doch, Gebatter, habt Ihr das schöne Tier selber erzogen?“

Demeter Toth schüttelte traurig verneinend den Kopf.

„Ich? Es hat sie der — bald hätte ich etwas gesagt! Ich habe nicht einmal jovie! Feld, wie meine Handfläche groß ist.“

„Also habt Ihr sie auch gekauft?“

„Es hat sie der — bald hätte ich etwas Schlechtes gesagt — gekauft! Womit hätte ich sie denn kaufen sollen? Meine Vorfahren waren alle Bettler.“

Das Gespräch stockte. Garabs Vernunft stand still. Nicht erzogen, nicht gekauft, also von wo hatte er sie denn?

Darauf antwortete Demeter ungefragt. Mit melancholischer Miene steckte er das kurze Pfeifenrohr in den Mund und erzählte es in gefühlvollem Vertrauen.

„Ich sehe, Ihr seid ein gerechter Mann. Euch sage ich die Wahrheit, ich habe die Kuh gestohlen, in der Feldmark von Marosshalom. Vergangene Woche.“

Garab saß mit einem Male nicht gut und rutschte auf der schmalen Bank unruhig hin und her. Nicht sein moralisches Empfinden beunruhigte ihn, sondern die Furcht vor den Folgen.

„So? Gestohlen habt Ihr sie? Das ist eine böse Sache, aus der sich schlimmes entwickeln kann, Gebatter!“

Demeter Toth sog energisch an seiner Pfeife. Dann erklärte er mit der Miene des Erfahrenen:

„Ich kann was abtrügen, freilich, Ihr aber nicht. Ihr habt die Kuh auf dem Markt gekauft, für gutes Geld, und habt einen Paß bekommen. Ihr seid ein ehrlicher Mann und außer dem lieben Gott kann Euch niemand zur Verantwortung ziehen. Versteht Ihr?“

Garab beruhigte sich nach dieser Aufklärung und forschte nicht weiter nach Niskas Vergangenheit. Wozu auch? Er ist kein Polizist!

Der Morgen begann bereits zu grauen, als die Wirtin den Gästen bekanntgab, daß die Bude abgebrochen werden sollte.

„Dann müssen auch wir aufbrechen,“ meinte Garab.

Sie zogen also die Mäntel an, griffen nach den Stöcken und gingen hinaus. Der große Maziensmann stand ungefähr fünf- und zwanzig Schritte von der Bude. Dorthin steuerten sie, um die Kuh loszubinden, und Garab stellte sich ganz selig vor, wie stolz er mit ihr durch sein Dorf treiben würde.

Es war ihnen aber einer zuborgelommen! Die Kuh war fort! Garab stand vor Schreck und Staunen mit weit offenem Munde. Demeter aber brach in ein schreckliches Fluchen aus und suchte mit seinem Stoc drohend in der Luft herum.

„Man hat sie gestohlen, o du Gebenedeite!“

In ihrer Verlegenheit liefen sie hin und her, ohne eine Spur zu entdecken. Endlich trafen sie einen Jungen, der ihnen verriet, daß ein Mann mit weißem Schapselz die Kuh losgebunden und davon getrieben hätte.

„In welcher Richtung?“

„Dorthin, über die Felder!“

„Ihm nach! Daß das Wetter ihn schlag!“

Die Knotenstücke fest in der Faust eilten sie durch die neblige Dämmerung. Demeter Toth redete dabei auf den armen Garab tröstend ein.

„Habt keine Angst, Gebatter! Ich finde die Kuh, und wenn sie in der Hölle wär.“

Stundenlang suchten sie, so daß der Schweiß ihnen von der

Stirn rann. Bis in die dritte Bemerkung waren sie bereits gekommen. Garab war ganz kleinmütig und seufzte in einem fort: „D meine Kuh! Sie ist hin, meine Kuh!“

„Loth, der Dieb, war gläubiger.“
„Sie muß gesund werden, wenn es einen Gott giebt,“ sagte er zuversichtlich.

Schon lange war die Spätsommersonne glänzend aufgestiegen, als sie bei einem Gaselknupfdrücht richtig die behaglich wiederklärende Kuh erblühten. Das auffällig trumme Horn machte eine Täuschung ganz unmöglich. Einige Schritte von ihr entfernt lag ein älterer, aber noch rüstiger Bauer auf dem Bauche im Gras und schlief. Demeter Loth hieb ihm mit dem Stod eins über den Rücken.

„Steh auf, Dieb, Stroch!“
Zum zweitenmal ließ sich dieser nicht bitten, sondern sprang hastig auf die Füße.
„Was wollt Ihr denn von mir?“ fragte er schlaftrunken und verwirrt.

„Du Mistvieh! Du Frevler!“ schimpfte Demeter. „Fragen willst Du auch noch? Du hast eines ehrlichen Mannes gerechtes Gut gestohlen! Oder nicht, he?“

Ohne die Antwort abzuwarten, trommelte er dem Bauern mit seinem Stod über den Schädel, als wollte er Generalmarsch schlagen. Dann begann er aufs neue wie besessen zu schreien:

„Mit dem Knüttel sollte man solche Menschen totschlagen! Ausrotten sollte man diese Art! Wozu lebt solch ein Bösewicht? Wenn es noch Geld wäre oder Brot — aber eine Kuh, eine Kuh zu stehlen; — Schlagen wir ihn, Garab, hau ihn!“

Wieder hob er den Stod, und um seine Lippen zuckte es grimmig, als ob er von einem schrecklichen Elend gegen den Dieb erfüllt wäre. Seine Erregung war echt. Ein ungeheures Unrecht schien ihm geschehen zu sein.

Der Bauer war von den Schlägen halb betäubt. Als er den Stod aufs neue erheben sah, raffte er sich aber auf.

„Ich habe niemand beschossen!“ rief er. „Bei allen Heiligen!“
„So?“ knirschte Demeter, „und wie kommt denn die Rista zu Dir? Wem gehört die Kuh? Das sagt mir, wenn Ihr ein gutes Ende nehmen wollt!“

„Ich sag's Euch ja,“ antwortete der Geprügelte, „mir gehört die Kuh!“

„Euch?“
„Freilich mir! Ich selber hab' sie aufgezogen. In voriger Woche stahl sie mir ein unbekannter Hallunke. Das ganze Dorf kann's bezeugen, daß sie mir gehört.“

Demeter Loth schien diese Wendung gar nicht zu gefallen. Er wurde mit einem Mal merkwürdig still. Eine Frage riskierte er aber noch:

„Getraut Ihr Euch, mit mir zum Gendarmen zu gehen?“
„Und ob! Sogleich!“

Eine lange und tiefe Stille trat ein. Garab entfernte sich instinktiv von Demeter und näherte sich dem andern.

„Also, wenn die Kuh Euer ist, so führt sie fort! Ich kaufe sie von dem Menschen hier auf dem Markt. Für vierzig Gulden, und den Kaufstrunk habe ich auch gezahlt!“

„So?“ fragte der rechtmäßige Besitzer, „also der hat sie gestohlen, das ist der Dieb!“

Nun erhob er seinen Stod.
„Wollt Ihr dem Manne gleich sein Geld wiedergeben!“
Seine Worte klangen so drohend, daß Demeter Loth zusammenzuckte. Einen Augenblick zauderte er. Das war sein Verderben. Ein Schlag mit dem Knüttel belehrte ihn, daß er die Situation nicht mehr beherrsche. So griff er denn eilig in die Tasche.

„Ich geb' es schon. . . Warum denn auch nicht? Ich weiß, was rechtens ist und halt' auf Ehre!“ —

Kleines feuilleton.

ng. Draußen. In aller Frühe trieb sie der Sonntagmorgen aus den Betten. Er vergoldete selbst das schmutzige Dach des Pferdealles, der dicht unter ihren Fenstern lag, und tauchte die Fenster der Hofwohnungen in eitel Licht. So einen Tag muß man wahrnehmen, denn er kommt nicht allzu oft. Und nicht immer sind so viel entbehrliche Mittel beisammen, um mit Kind und Kegel, wie man so sagt, sich auf die Eisenbahn setzen und eine größere Tour unternehmen zu können.

„Aber heute?“ „Ist ja alles da!“ sagte Teistel und nahm seine beiden Aeltesten bei der Hand, während Mutter das Jüngste auf dem Arme trug.

In der Bahn gab's gleich einen Streit zwischen Emmi und Paul. Wegen der Fenster nämlich. Jeder wollte an denselben Scheiben stehen. Bis Vater durch einen Nachspruch die Frage entschied und die Ausfahrten verteilte.

Dabei war vorläufig noch so gut wie gar nichts zu sehen. Höfe, Mauern, Straßen mit immer gleichem Gesicht. Steine, Steine, Steine. Das dauerte eine gute Viertelstunde. Bis der Zug vorbeidampfte an der großen runden Gasanstalt, den Fabriken und Eisenbahnwerkstätten. Dann lichtete es sich zu beiden Seiten und ein frischer Luftzug strömte in die geöffneten Fenster. Er brachte einen Duft herein von blühenden Lupinen — und richtig, da zog sich's ja auch in mächtiger Weite entlang, das goldgelbe Blütenfeld.

Da öffnet sich wohl die Nase und schnuppert wie das Häschen im Klee. „Nah!“

Emmi und Paul reichten eben über den unteren Rand des Fensters hinaus; sie hatten sich schon wieder nebeneinander geklemmt und reckten sich fast die Hälse aus: „Mutter! Vater! Seht mal, wie schön!“

Ja, wie schön! Mutter machte sogar das ganz Kleine aufmerksam; es krächte und zappelte mit Füßen und Händchen. Vater aber sah in der Ede und rauchte eine Cigarre. Einmal zog er die Zeitung aus der Tasche — beim Kaffee war kaum Zeit gewesen, das wichtigste zu überfliegen —, aber es dauerte nicht lange. „Morgen ist auch noch 'n Tag!“ Und sorgsam zusammengekniffen rutschte das Blatt in die innere Brusttasche. Den Augen war's schöner, da draußen zu lesen — in dem großen, bunten Buch, das Mutter Natur geschaffen. Bilder gab's da zu sehen, prächtige Bilder, die kein Maler so farbig und lebendig auf die Leinwand hätte bringen können. Da war eins, das war eingefaßt von einem herrlichen Rahmen, von dunklem Kiefernwalde, fast rechtedig ausgehauen: ein bläulicher, glitzernder See, auf dem wie Schwäne sich weiße Segel erhoben.

Die Kinder jauchzten. . . Da hielt auch schon der Zug und Vater sagte: „Wir sind da.“ —

Ein einsamer Weg führt am Wasser entlang, von diesem durch dichtes, tieferstehendes Erlengebüsch getrennt. Ganz schmal ist der Pfad; ein zünftiger Fleischermeister würde dort niemand neben sich dulden. Teistel war Klempner und hatte mit seiner Frau Platz. Emmi und Paul sprangen voraus, zuweilen einen kleinen Abstecher auf die bewaldete Höhe unternehmend, welche den Weg auf der andren Seite begrenzte.

Die Sonne meinte es gut. Aber hier hatte man ein Dach über sich, ein grünes. Nur vereinzelte Strahlen krochen hindurch und spielten auf Weg und Laub. Das Wasser plätscherte leise im Schilf und am Uferand. Hellgrün schimmerte es jetzt durch das Erlengebüsch und sandte einen kühlen Hauch herüber.

„Das ist ja wunderbar schön hier!“ sagte Frau Teistel.
Er nickte: „Ja.“ Und er mußte dabei an den Pferdebestall denken, auf den der Blick aus den Fenstern seiner Wohnung ging. Die Luft dort war auch alles andre als schön. Und Fliegen gab's — psui Teufel! Aus jedem Keller aßen sie mit. —

Der Weg machte eine Wendung. Er bog hinauf auf die Höhe und führte in schlanken Bindungen durch das Gehölz. Kein Erlengebüsch war, kein Wasser mehr sichtbar. Immer höher stieg's hinauf, immer weiter hinein in den Wald. Bis sie plötzlich vor einem Restaurationsgarten standen: „Zur schönen Aussicht.“

Ja! Das war einmal ein zutreffender Titel!
Sie sahen's erst richtig, als sie am Tische saßen und den Blick spazieren gehen ließen über das dunkel eingerahmte Thal. Hier lag der See in seiner ganzen Länge und Breite vor ihnen. Ruderboote schossen darüber hin wie Wassermüden und die Segel glänzten noch heller als vorher.

Und dort — Teistel zeigte an der Höhe hinunter — lugten die roten Dächer kleiner Häuser aus dem Grünen hervor, umgeben von Gärten.

Ein älterer Herr mit weißer Mütze saß am Nebentisch und beobachtete, selbstgefällig schnunzelnd, das Erstaunen der Ausflügler: „Das gefällt Ihnen, wie?“

„Ach!“ Frau Teistel antwortete. „Das is ja bald wie'n Paradies, wissen Se.“

„Besser als auf'm Hof über'n Pferdebestall ganz gewiß,“ setzte ihr Mann hinzu. „Allzu oft kriegen wir sowas nich zu seh'n.“
„Jaja!“ schnunzelte der Nachbar. „Glaub' ich. Aber am schönsten ist es hier, wenn die Sonne aufgeht. Dann so im Boot auf'm See und angeln! Das ist 'n Genuß . . . großartig! . . . können Sie glauben.“

„Was meinst, Mutter, woll'n wir uns nich auch 'ne Villa da mieten?“
Seine Frau lachte. „Gleich?“

„Ich will ja nicht sagen,“ fuhr der Weißmützige fort, „auch die Großstadt hat ihre bedeutenden Vorzüge. Hier ist auch nicht alles Gold, was glänzt.“

„Schon 'ne Marchthalle haben Se hier nich. Das is richtig,“ meinte Frau Teistel. „Aber wie schön wär das für die Kinder! Wie könnten die hier luddeln und spielen.“ Sie streifte mit einem Blick die Gesichter der Kleinen. „Krank sind se ja nich grade. Aber es is doch auch nich das richtige mit ihnen. Man kann machen, was man will — rote Baden kriegen se nich.“

„Da sollten Sie 'mal meine Enkel seh'n!“ Der Alte wurde ordentlich stolz. „Die haben Gesichter wie die Aepfel! Das macht eben der Sauerstoff, verehrte Frau!“

„Ja.“ Teistel hob den Kopf. „So schlau sind wir auch. Aber haben, haben . . .“

„Hm.“ Der Alte war gar nicht mehr lebenswürdig. „Wenn nun alle Menschen so reden wollten wie Sie! Wenn alle gleich hier lüben möchten! Da wär's doch dieselbe Geschichte im Grünen! Nein! Man muß nicht immer alles haben wollen, was man sieht. Genügsamkeit! Und überall ist gut sein!“

„Sie können klug reden,“ antwortete trocken Frau Teistel.
„Liebe Frau! Lassen Sie sich's sagen: wer so selten in die freie Natur kommt, wie Sie, der hat einen tausendmal größeren Genuß davon, als wir, die wir immer hier sitzen müssen.“

Teistel nahm einen Schluck aus seinem Glase und lachte: „Das is doch wenigstens 'n Trost!“ —

— Die bildende Kunst in der Medizin. Wir lesen in der „Medizinischen Woche“ (Berlin, Vogel u. Kreienbrink): Die Amerikaner haben eine Reizigkeit im medizinischen Studium aufgebracht. Im Bulletin des John Hopkins-Hospitals beschreibt Dr. Robert Moody von der Kalifornischen Universität ein Verfahren des Tonmodellierens, das alle Studenten in der Klasse für Knochenlehre an jener Universität lernen müssen; außerdem müssen sie Zeichnungen von den verschiedenen Knochen des menschlichen Skeletts anzufertigen verstehen. Der zum Modellieren nötige Apparat besteht aus einem Brett und zwei Modelliergeräten. Das Brett soll aus weichem ofentrocknem Holz von 2 Fuß Länge und $1\frac{1}{2}$ Fuß Breite bestehen und $\frac{1}{4}$ Zoll dick sein. Am besten ist es mit einer Schicht von kochendem Paraffin zu überziehen, damit nicht der Thon auf dem Brett anklebt und sich dadurch verzieht. Als Material ist der beste Töpferthon anzuwenden, nachdem er durch ein Sieb gepreßt und gleichmäßig mit Wasser gemischt ist. Das Modell jedes Knochens muß vollendet werden so lange sich der Thon noch in plastischem Zustande befindet; es ist nicht wünschenswert, den Thon erst hart werden zu lassen und dann das Modell fertigzustellen. Jeder Student an der Kalifornischen Universität erhält sieben Wochen lang etwa 24 Stunden die Woche Unterricht in dieser Arbeit. Während der ersten Woche hat er Modelle des Schlüsselbeins, des Schulterblattes und des Brustbeines herzustellen, während der zweiten Woche solche des Oberarmes, der Unterarmknochen und der Rippen. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Um Tomaten möglichst früh zur Reife zu bringen, sind nach einer Mitteilung Emil Grünbes in der „Hessischen landwirtschaftlichen Zeitschrift“, folgende Grundbedingungen zu berücksichtigen: Geschützter, sonniger Standort, Aussetzen kräftiger, gedrungener Pflanzen, Auswahl frühreifender und reichtragender Sorten. Mitte bis Ende Mai, sobald es die Bitterung erlaubt und keine Fröste mehr zu befürchten sind, werden in Töpfen vorkultivierte kräftige Pflanzen ins Freie ausgesetzt, in 60—80 Centimeter weiten Abständen. Als Standort wähle man solche Plätze, bei denen die Pflanzen den Tag über der vollen Sonnenwirkung ausgesetzt sind, beispielsweise an Mauern, Zäunen, auf Beeten und Rabatten mit gedüngtem, nahrhaftem Boden. An Mauern und Zäunen zieht man die Tomaten gewöhnlich spalterartig, auf Beete gesetzten Pflanzen gebe man jeder einen 1 Meter über den Boden ragenden Pfahl und binde sie an. Jedem kräftigen Stode sollte man einen, höchstens zwei der stärksten Triebe belassen und diese von Zeit zu Zeit gut anbinden, die übrigen gleich entfernen. Aus den Blattachsen entwickeln sich an den belassenen Trieben reiche Blütenstände; dieselben sind, sobald die Früchte die Größe einer Walnuß erreicht haben, zu entspitzen. Während des Sommers müssen die Pflanzen schon vom ersten Aufschneiden an, je nach Wachstum derselben, mehr oder weniger stark eingekürzt werden. Ebenso sind die sämtlichen nach einer bestimmten Anzahl beabsichtigter Früchte entstehenden Blüten zu beseitigen. Befinden sich im September noch unreife Früchte am Stode, so entferne man an den Pflanzen den größten Teil der Blätter, damit die Früchte zu ihrer Reife der völligen Einwirkung der Sonne ausgesetzt sind und vor Eintritt des Frostes zur Reife gelangen. Da die ersten Früchte immer am teuersten bezahlt werden, so kann die Reife derselben in der Weise beschleunigt werden, indem man die in der Färbung am weitesten vorgeschrittenen Früchte abspült, in einem Mistbeetkasten, welcher mit Fenstern überdeckt wird, auf eine Schicht Stroh ausbreitet und nachreifen läßt. Bei an Mauern gepflanzten Tomaten läßt es sich sehr gut durch Vorstellen von Fenstern erreichen. Ganz besonders empfiehlt sich bei Früchten, die im Freien ihre Reife erlangen sollen, das Entfernen der meisten Blätter von den Pflanzen, da erstere unter Einwirkung der Sonne bald reifen. Auch läßt man kurz vor Eintritt des Frostes einen Teil sich färbender Früchte im Zimmer nachreifen lassen. —

Technisches.

— Platten aus entglasiem Glase. Die „Kölnische Zeitung“ schreibt: Seit einiger Zeit finden sich im Handel sehr schöne Belagplatten aus entglasiem Glase, die ganz das Aussehen natürlicher Gesteine haben und an Härte dem Granit gleichkommen. Um sie herzustellen, wurde bisher das Glas gepulvert, in feuerfeste Formen gebracht, damit die Körnchen zusammengehalten werden, und dann einer stetig steigenden, bis nahe zum Schmelzpunkt getriebenen Temperatur ausgesetzt, wodurch die einzelnen Teilchen allmählich zur gleichmäßigen Entglasung gebracht werden. Dann wurde der Glasluch aus der Form gehoben und unter die Presse gebracht. Der niedergehende Preßstempel verdichtet die Masse zu einem festen Körper und beschneidet zugleich mittels Messer, die an der Presse angeordnet sind, seine Ränder. Zuletzt mußten die Platten wie alle Glaskörper sorgfältig geföhlt werden. Ein neues Verfahren verbilligt die Herstellung wesentlich dadurch, daß es als Ausgangsmaterial flüssiges Glas benutzt, die Körnung also erspart und von der Verwendung feuerfester Formen gänzlich absteht. Das Glas wird nämlich im flüssigen Zustande in gewöhnliche gußeiserne Formen eingeföhlt und, sobald es genügend erstarrt ist, zur Weiterbehandlung in einen Anwärmmofen gebracht, der als Ringofen ausgebildet und dessen Sohle beweglich ist, so daß jeder Glasluch den Ofen im Streife durchzieht. Die Sohle ist mit einer Schicht Sand, Kalk, Gips oder Talc bedeckt. Beim Umkippen der Form fallen die

Glaslachen in die pulverförmige Schicht hinein und graben sich jede gewissermaßen ein Bett, so daß, wenn die gußeisernen Formen entfernt sind, um jede Tafel herum eine aus der Aufschüttmasse gebildete Form herumliegt. Im Ofen wird das Glas längere Zeit auf einer seinem Schmelzpunkt naheliegenden Temperatur erhalten und entlastet. Dieser Vorgang kann dadurch beschleunigt werden, daß man ein Glas verwendet, das gewisse Stoffe enthält, die, wie z. B. Thonerde, die Herbeiführung der Entglasung erleichtern. Nachdem die Platten zum Ausgangspunkt ihrer Kreisbewegung zurückgelehrt sind, werden sie herausgehoben und unter die Presse gebracht, die ihnen die endgültige Gestalt giebt. Dieses neue Herstellungsverfahren bietet dem älteren gegenüber zugleich den Vorteil, daß es Platten liefert, die alle die gleiche Stärke besitzen, da in die gußeisernen Formen stets die gleiche Menge flüssigen Glases eingebracht wird. —

Humoristisches.

— Ein Unterschied. Sie: „Das ist nun derselbe Mann, der mich als Bräutigam vor Liebe auffressen wollte!“
Er: „Ja, Kind, damals warst Du auch appetitlicher garnirt.“

— Mildernder Umstand. Junggefelle: „... Der Genannte war einer der schrecklichsten Verbrecher seiner Zeit.“
Alte Jungfer: „Ja, aber er hatte wenigstens geheiratet.“

— Ein nobler Mensch. „Ich gebe im Café niemals ein Trinkgeld. Dann bedienen mich die Kellner ungerne und lassen mich warten, bis sie erst alle andern bedient haben. Inzwischen habe ich meine Zeitung gelesen, und so kann ich manchmal weggehen, ohne etwas verzehrt zu haben.“
(„Meggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Eine neue Zeitschrift großen Stils, „Süddeutsche Monatshefte“, wird nächstens in München herauskommen. Herausgeber ist Wilhelm Weigand. —

— Die erste Sondervorstellung des Berliner Theaters findet im Oktober statt; aufgeführt werden Hebbels „Moloeh“ und „Der 24. Februar“ von Zacharias Werner. —

— „Liebesünden“, ein neues Stück von Werkmeister (Medelsky), sollte im Wiener Raimund-Theater aufgeführt werden. Die Censur hat die Aufführung verboten. —

— Der Liedertromponist Anton Rückauf ist in Wien gestorben. —

— „Anne Marie“, eine neue Oper von Kulenkamp, wird im Kasseler Hof-Theater erstmalig in Scene gehen. —

— Die Berliner Seceßion wird auch in diesem Jahre wieder eine Ausstellung „Zeichnende Kunst“ veranstalten; die Ausstellung wird am 7. November eröffnet. —

— In der pathologisch-anatomischen Anstalt des städtischen Krankenhauses am Urban eröffnet am 17. Oktober Dr. Vanda einen zehnstündigen Vortragscyclus mit Demonstrationen und Zeichenübungen über die Anatomie der äußeren Körperform für Künstlerinnen. Meldungen sind nach Dr. Vandas Wohnung, Kronprinzen-Ufer 30, zu richten. —

— Ein Wein-Museum haben die Weinhändler in Zürich zu gründen beschlossen. Es soll zugleich historisch, künstlerisch und wissenschaftlich sein. Es wird zunächst eine Bibliothek enthalten, in dem alle Werke gesammelt werden, die sich auf den Weinbau, die Zubereitung des Weines und auf den Wein selbst beziehen. Ferner soll das Museum eine Sammlung von Gravüren, Photographien und Illustrationen aller Arten, die sich auf diese Dinge beziehen, erhalten, und schließlich sollen alle Geräte, alte wie moderne, die für die Herstellung wie die Aufbewahrung des Weines dienen, ihren Platz in dem neuen Museum finden. In einem Schrank sollen auch Proben von den berühmtesten Schweizer Weinen und von den besten Weinjahren der Nachwelt überliefert werden. —

— Die Heidschnuden in der Lüneburger Heide nehmen stark ab. Im Jahre 1853 hatten nach dem „Hamburger Echo“ die Kemter Bergen und Soltau noch je 3000 Schafe auf der Quadratkilometer, heute nur etwa den zehnten Teil davon. Vor 40 Jahren waren im Fürstentum Lüneburg 680 114 Schafe vorhanden, davon waren über die Hälfte Schnuden. Ursprünglich waren in den hannoverschen Landen drei Schafrassen heimisch, die Heidschnude, das Marschschaf und das sogenannte rheinische Schaf; von diesen Rassen war die erstgenannte die älteste. —

— Der Ursprung des Weinkleides. Ueber das gallische Weinkleid, seinen Ursprung und seine Ausbreitung wird in einem das Wesentliche knapp zusammenfassenden Aufsatz in der „Revue archéologique“ berichtet. Danach findet sich das älteste Zeugnis für die braca der Gallier in Polybios' Bericht über die Schlacht von Telamon (225 v. Chr.). Die Hose hat aber, ehe sie zu den Galliern kam, eine weite Wanderung zurückgelegt: sie ist vom Orient ausgegangen, wo sie bei den Persern schon sehr früh üblich war. Von diesen lernten sie die Skythen kennen, die sie den ostelbischen Germanen übermittelten. Erst von diesen gelangte sie zu den Galliern, die sie ihrerseits wieder auf die Römer der Kaiserzeit übertrugen. —